Ferdinand Ebner in seinen Briefen*

von Richard Hörmann (Innsbruck)

Im Nachlass des österreichischen Sprachphilosophen Ferdinand Ebner findet sich neben seinen philosophischen Werken und zahlreichen Tagebüchern eine umfangreiche Korrespondenz, die ca. 1400 Briefe umfasst. Die allermeisten davon schrieb Ebner an Luise Karpischek, eine Handarbeitslehrerin aus Wiener Neustadt, die eine Jugendfreundin von Ebners Schwester Maria war. Seit der ersten Bekanntschaft im Frühjahr 1900 führte Ebner mit ihr einen regen Briefwechsel, dessen Intensität in den Kriegsjahren zwischen 1914 und 1918 besonders hoch war und zeitweise mehrere Briefe pro Woche betrug. Merkbar nach lässt der Briefverkehr erst in den frühen 20er Jahren, als Ebner sich seiner Lehrerkollegin Maria Mizera näherte, die er 1923 auch heiratete. Ab 1924 kam mit Ausnahme einiger Briefe in den letzten Lebensjahren Ebners der schriftliche Austausch zwischen ihm und Luise Karpischek völlig zum Erliegen.

Im Rahmen des Projektes „Gesamtausgabe Ferdinand Ebner“ ist die Transkription des Briefwechsels ein wichtiger Punkt. Die Bearbeitung dieses Nachlassteiles kann auf die von Franz Seyr in drei Bänden veröffentlichte Ausgabe der Werke Ebners zurückgreifen, in der ein Teil der Briefe aufgenommen ist. Da Seyr, wie er im Nachwort zum Brief-Band schreibt, zu einer „strengen Auslese“ gezwungen war, deren Schwerpunkt auf der Darstellung des geistigen Entwicklungsganges Ebners lag, sind viele der in den Briefen vorhandenen Bezüge ausgeklammert oder verkürzt dargestellt. Dazu kommt, dass die Seyr-Ausgabe schon seit einiger Zeit vergriffen ist, und daher eine Gesamtedition die Briefe Ebners der Öffentlichkeit wieder zugänglich machen wird. Durch die Aufnahme sämtlicher Briefe werden speziell für den wissenschaftlich Interessierten alle darin enthaltenen Facetten zur Verfügung gestellt werden.

Der Umstand, dass im deutschsprachigen Raum derzeit kein Werk von Ebner erhältlich ist (im Gegensatz etwa zu Italien und zu Trient, dessen Universität sich dank des Engagements von Professor Zucal zu einem Zentrum der Ebner-Forschung entwickelt, ein Symposium veranstaltet und einige Übersetzungen und Monographien herausgebracht hat), ist deshalb besonders bedauerlich, weil darunter auch das Hauptwerk von Ebner, *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*, fällt. Um innerhalb des Projektzieles ein möglichst rasches Wiedererscheinen dieses Textes zu erreichen, konzentriert sich die Bearbeitung des Nachlasses zunächst auf jenes Material, das einen Einblick in die Entstehung und den geistigen Hintergrund der *Fragmente* liefert. Dazu gehören der Ende 1918 begonnene und im Frühjahr 1919 beendete Entwurf der *Fragmente* und die unmittelbar danach erfolgte Reinschrift, die Tagebücher aus den Kriegsjahren, ein Fragment aus dem Jahr 1916 und eben die Briefe an Luise Karpischek aus dieser Zeit. Die Beschränkung auf diesen Abschnitt ist deshalb nicht willkürlich, weil mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges das Ende der Arbeiten an der Schrift *Ethik und Leben. Metaphysik der individuellen Existenz* zusammenfällt, die einerseits eine

Zusammenfassung des bisherigen Denkens Ebners enthält, andererseits aber auch das Ende einer Denkentwicklung markiert, die danach eine ganz andere Richtung nahm und in den *Fragmenten* mündete.

Aus diesem in Bearbeitung befindlichen Konvolut an Briefen soll nun versucht werden, einige charakteristische Merkmale hervorzuheben und anhand von Zitaten einige der Inhalte wiederzugeben, die Ebner seiner Briefpartnerin mitzuteilen hatte. Unter einem formalen Gesichtspunkt betrachtet weisen die Briefe eine auffallende Ordnung auf. Ebner schreibt entweder auf zwei- bis vierseitigen Briefbögen oder er schickt Postkarten. Die Briefbögen werden in der Regel ausgeschrieben, wenn der Platz nicht gänzlich ausgenützt wird, entschuldigt sich Ebner. Für die Länge der Briefe ist meistens ein Bogen ausreichend, einige wenige gehen darüber hinaus auf zwei Bögen. Postkarten schreibt Ebner, wenn die Zeit für ausführlichere Mitteilungen fehlt oder wenn er die Kraft dafür nicht hat, wofür er sich ebenfalls entschuldigt. Der Aufbau der Briefe ist durchgängig derselbe: am Briefkopf befindet sich auf der rechten Seite eine Angabe des Ortes, an dem Ebner sich befindet, und des Datums. Danach folgt die Anrede „Liebe Luise“ und der Text. Am Schluss steht ein schlichtes „F“ oft ergänzt durch den Gruß „Leb wohl“. Die penible Ordnung spiegelt sich auch im Schriftbild wider. Die mit schwarzer Tinte in Kurrentschrift verfassten Zeichen sind sehr gleichmäßig geschrieben, die Zeilen trotz fehlender Linien wie mit einem Lineal gezogen gerade. Zur guten Lesbarkeit der Briefe trägt auch Ebners Sicherheit im Ausdruck und in der Rechtschreibung bei, die es ihm erlaubt, die Sätze ohne nachträgliche Korrekturen niederzuschreiben.

Der Ort der Niederschrift ist meistens Gablitz, eine kleine Ortschaft in der Nähe von Wien, in deren Volksschule Ebner seit 1912 als Lehrer tätig war. Eine Zeitlang ist es Ebners Gewohnheit, nach der Schule zu Fuß in das Kaffeehaus im benachbarten Purkersdorf zu gehen, wo er Zeitungen liest, Bekannte trifft oder trotz Erschöpfung und schlechter Stimmung die Konzentration zu einem Brief an Luise Karpischek findet. Auch das Café Akademie in Wien, das Ebner während seiner seltenen Wienaufenthalte gerne aufsucht, scheint als Ursprungsort am Briefkopf auf.

Auch bezüglich des inhaltlichen Aufbaus der Korrespondenz lassen sich Regelmäßigkeiten erkennen. Diese betreffen vor allem die Art und Weise, wie Ebner seine Briefe beginnt. Zwei typische Beispiele seien dafür angegeben:

> Liebe Luise, am letzten Samstag hab ich den neuen Fahrplan auf der Westbahn doch nicht so recht im Kopf gehabt. Um 3/4 5 war ich auf dem Westbahnhof u. mußte um bis nach 6 auf den nächsten Zug warten. Ich war zu müd, um die Zeit in der Wartehalle auf u. abgehend zu verbringen, also blieb mir nichts übrig als ein Kaffeehaus aufzusuchen. Und dann die jetzige Fahrerei bis Purkersdorf – die hat ja beinahe so lang gedauert wie die Fahrt von Neustadt nach Meidling. Die ersten Tage dieser Woche hab ich so so verbracht. Die kleine Verschlechterung meines Befindens, die ich schon im Laufe des Feiertags in Neustadt spürte, hielt noch eine Weile an. Müde, abgespannt u. fast mißmutig bin ich noch immer.

> Und überdies kommt gerade gegen Ende dieser Woche alles zusammen. [...] (30.3.1916)

> Liebe Luise, warum nur höre ich solange nichts von Dir? Es ist schon über eine Woche, daß ich Dir einen Brief geschrieben, u. fast schon zwei Wochen, seit Du mir zuletzt geschrieben hast. Und da mir auch heute die Post nichts von Dir brachte, ist mir das Anlaß genug mich bereits zu beunruhigen. Bitte antworte mir sofort auf diese Karte, wenn Du mir nicht inzwischen schon geschrieben haben solltest. Du bist doch nicht krank? Oder sonstwie von besonderen Unannehmlichkeiten bedrängt? [...] (18.1.1917)

So oft es geht, versucht Ebner die Wochenenden bei Luise Karpischek in Wiener Neustadt zu verbringen. Ihr Wohnort liegt zwar nur etwa 60 Kilometer von Gablitz entfernt, dennoch ist die Bahnfahrt mühsam, weil Ebner über Wien fahren und dort umsteigen muss. Dazu kommt, dass während des Ersten Weltkrieges die Zugverbindungen auf der Westbahn schlecht sind, so dass Ebners Besuche in Wiener Neustadt seltener werden. Mit Berichten über die Reise zu dem ersehnten Treffen mit Luise Karpischek beginnt Ebner gewöhnlich seine Briefe. Auf ihren Wunsch hin oder aus eigenem Bedürfnis ist er bemüht, genau zu schildern, wo er sich wann befunden hat.

Statt der Reiseberichte finden sich bei einigen Briefen am Beginn auch Klagen Ebners über lange erwartete, aber nicht eintreffen wollende Reaktionen von Luise Karpischek. Diese Einleitungen drücken die Sorge aus, dass etwas mit der – so wie er selbst an einer kränklichen Natur leidenden – Brieffreundin nicht in Ordnung sein könnte bzw. dass er etwas in seinen Briefen erwähnt habe, was ihre Lust, ihm zu antworten, getrübt haben könnte. Ebners Freude und Dankbarkeit über die dann doch eintreffenden Antworten geben einen Hinweis auf sein Verhältnis zu Luise Karpischek. Sicher ist, dass beide eine starke Zuneigung zueinander hatten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Der Grad der Zuneigung scheint zeitlichen Schwankungen unterlegen zu sein und auf der Seite von Luise Karpischek generell höher gewesen zu sein. In einer Stelle aus dem *Mühlauer Tagebuch*, das Ebner während seines Aufenthaltes bei Ludwig von Ficker 1920 verfasste, gesteht er sich die Asymmetrie in diesem Verhältnis ein:

> In dieser ganzen Welt, die momentan hinter mir liegt wie etwas sehr Fernes u. Fremdes, u. in die ich in wenigen Wochen ja wieder zurückkehren werde, gibt es in wahrhaft menschlicher Hinsicht nur einen hellen Punkt: L., nicht mein Verhältnis zu ihr (sei mir der Himmel gnädig, daß es nicht so ist), sondern ihres zu mir. Sind da nicht alle Wunder der Liebe – u. die Liebe selbst ist ja das „Wunder", das große, unfaßliche Wunder unsres Lebens – aufgetan? Einer Liebe, die in ihrem letzten Grund aus Gott ist. Was wissen davon die „Antifeministen"! Und dann noch etwas: Die Bekanntschaft mit Schach. Und auch er ist menschlich besser in seinem Verhältnis zu mir als ich im meinen zu ihm. (29.7.1920)

Wie weit dieses Liebesverhältnis ging und ob Luise Karpischek eine „nicht nur platonisch geliebte Braut“ war, wie Seyr in seiner Biographie schreibt, geht aus den Briefen nicht eindeutig hervor, weil Ebner in Bezug auf die Schilderung seiner Aufenthalte in Wiener Neustadt sehr zurückhaltend ist.[1] Am deutlichsten wird Ebner in einem Brief vom 9.5.1917:

> Und am Pfingstsonntag gibst Du mir einen Kuß u. trinkst Tee mit mir. Werde ich übrigens wirklich früher nicht nach Neustadt kommen können?

So harmonisch und liebevoll der Umgang mit Luise Karpischek in der Regel auch war, so gab es eine Verhaltensweise von ihr, die ihn immer wieder verärgerte. Was ihn aufbrachte, war, dass sie trotz der Notlage im Krieg und ihren eigenen bescheidenen Mitteln ihm Esspakete zuschickte, in denen Köstlichkeiten enthalten waren, die Ebner in Gewissenskonflikte stürzten, weil er meinte, als Einwohner eines Ortes, in dem zeitweise nicht genug Mehl vorhanden war, um Brot zu backen, nicht das Recht zu haben, sich an Speisen zu delektieren, von denen die anderen nur träumen konnten. Auf der anderen Seite war sein kränkelnder Körper auf diese Zuwendungen angewiesen und der Genuss zu groß, als dass er sie ablehnen konnte. In seinem Ärger klingt daher die Freude über die Pakete und über die darin sich manifestierende Zuneigung der Absenderin durch.

> Liebe Luise, ich habe heute, in Sachen der Brotkommission, noch zu tun, aber doch Zeit genug Dir zu schreiben, daß ich böse Deinetwegen bin. Und ich muß Dir das schreiben. Ich bin allen Ernstes recht bös. Nicht gerade, weil Du so gar nicht auf meine Worte hörst u. meine inständigsten Bitten schließlich gar nicht ernst nimmst – denn hättest Du sie, u. mich in ihnen, wirklich ernst genommen, Du könntest doch nicht voraussetzen, mir sozusagen wider meinen Willen mit Dingen, die zu bereiten u. zu genießen die gegenwärtige Zeit uns faktisch nicht mehr erlaubt, eine Freude zu machen. Ich muß böse mit Dir sein, weil ich Dein Tun absolut nicht recht nennen kann u. darf – wenn ich auch noch so sehr auf alle Deine viele Liebe sehe, die aus ihm spricht. Und ich sehe auf sie. Aber Du bist selbst daran schuld, wenn ich dagegen mein Herz wappnen muß. Cakes u. Torte zu machen u. mir zu schicken, ist Wahnsinn in dieser Zeit, Wahnsinn angesichts dessen, was uns bevorsteht. Hast Du davon eine Ahnung, liebe Luise? Vorgestern war der Ernährungsinspektor unsres Bezirks hier u. besprach sich mit der Brotkommission wegen der dringend notwendig gewordenen Reduzierung der Zusatzkarten. Und dabei sagte er uns rundweg heraus, daß einfach zu wenig Mehl da sei u. voraussichtlich im Juli eine Zeit sein werde, wo wir überhaupt kein Brot bekommen. Begreifst du es, daß ich über Dein mich mit so vieler Liebe überraschen wollendes Paket keine Freude haben kann? Daß ich diesmal ernstlich böse bin? [...] Versöhne mich bald, liebe Luise, damit, daß Du einsiehst, Du habest diesmal doch nicht recht getan. [...] Leb wohl. Ich mache Dir mit dieser Karte keine Freude – aber es ist nicht meine Schuld. (4.6.1917)

Für Ebner war der persönliche Kontakt zu Luise Karpischek keine private Angelegenheit, die er streng von seinem philosophischen Denken trennte. Vielmehr war Luise Karpischek jenes reale „Du", das ihm den Grundgedanken der *Fragmente* bestätigte, nach dem das menschliche Ich notwendig auf ein Du angewiesen ist, um bestehen zu können. Darüber hinaus dürfte die Begegnung mit Luise Karpischek eine wichtige Rolle in der Entstehung dieses Grundgedankens gespielt haben. Eine Passage aus dem Brief vom 10.1.1917 weist darauf hin:

> Und jetzt bin ich sehr froh, ganz selten froh, weil ich wieder einmal mit Dir gesprochen habe. So als wenn Du neben mir säßest. Bist Du doch wirklich ganz und gar das Du, das mein „eigenwilliges" Ich sucht – ich spreche im Jargon meiner Gedankengänge in der letzten Zeit.

Das Du, das ein Mensch einem anderen Menschen ist, ist aber nicht die einzige Möglichkeit, wie Menschen einander gegenübertreten können. Der Beziehung des Ichs zum Du, die sowohl eine des Wortes als auch eine der Liebe ist, steht die Beziehung des Ichs gegenüber, die dieses zu sich selbst hat und in der das Du nicht vorkommt. Diese „Icheinsamkeit" und „Duverschlossenheit" ist ebenso wie die Beziehung zum Du ein Gedanke, den Ebner, wie die Briefe zeigen, dem eigenen Leben entnommen hat und der die Erfahrung wiedergibt, die Ebner mit anderen Menschen machte[2]:

> Von ahnungslosen Menschen umgeben sein – das ist schon einmal so bei mir. Seit jeher. Wenn ich mir beispielsweise die Ahnungslosigkeit des Dr. Räuscher vor Augen halte – nein, zurückgehen möchte ich den Gang meiner „Entwicklung" nicht. Bromberg, Waldegg – und jetzt Gablitz – ich kann in dieser Welt nicht heimisch werden. Und die Menschen, die in meiner Welt lebten? Schließlich mußte ich an ihnen vorbeigehen, immer mehr abseits, bis die Gräser hinter einem zusammenschlagen und jede Wegspur verwischt ist. Nun ist meine Einsamkeit komplett – in Waldegg konnte ich es noch nicht ahnen, wie einsam ein Mensch werden kann. Und ich fühlte mich doch damals schon genug einsam. Aber jetzt möge es wirklich genug sein. (3.5.1917)

> Vorgestern abends kam es nicht zu jenem Symposion, von dem ich Dir bereits geschrieben habe. Ich saß ganz allein beim Klebl u. es tat mir nicht leid. Ich war sogar aufgelegt, mir einen Tee machen zu lassen, zündete mir eine sehr gute Zigarette an – nicht eine von denen, die Dir versprochen sind – u. war bereit, das Gleichgewicht der Welt in mir herzustellen. Ich saß dabei in der Laube von wildem Wein im Hofe, unter vier Akazien. Es sitzt sich sehr schön dort. Aber leider fand das der Chef auch – keinen anderen hätt ich weniger brauchen können in diesem Augenblick als den – u. schleppte dazu noch eine Gesellschaft, natürlich feine Gesellschaft, mit. Und aus war's mit dem Glauben an den Kosmos u. die Harmonie des Weltalls. Ich

hoffe u. wünsche sehr, daß ich am Sonntag in der Früh schon von hier fortkann. (2.8.1916)

Um meinen Bericht komplett zu machen: für gewöhnlich leb ich ja so dahin, daß ich von der Welt, die mich umgibt, so gut wie gar nichts höre und sehe; hin und wieder aber werde ich doch auf sie aufmerksam, oder aufmerksam gemacht, auf all die entsetzliche Niedrigkeit und Erbärmlichkeit, in der die Menschen dieser Welt ihr Leben verbringen, dieses fürchterliche geistige und moralische Sumpfdasein, in dem schon deshalb jede irgendwie höhere Form des Daseins gar nicht wahrgenommen werden darf, daß nur ja nicht die Behaglichkeit zuschaden kommt – und dann reagier ich nur allzu leicht mit einem eigentlich ja „hysterischen" Ekelgefühl. (15.3.1917)

Abends traf ich die Wallner u. die Rendulic beim Klebl, ebenfalls nach irgend einer Molltonart hin verstimmt. Und gestern wachte ich mit dem entschiedensten Widerwillen gegen das Stück Menschengetriebe, in das ich hier nun einmal hineinverflochten bin, auf. Daß ich den ganzen Tag fror, hob auch nicht meine Stimmung. Es hat natürlich zu tun gegeben, aber nichts destoweniger konnte ich nach dem Essen in den Schlaf flüchten – vor dieser Welt, der gegenüber ich kaum mehr ein anderes Gefühl als das des Ekels aufzubringen vermag. Heute in diesem Herbste noch zu einer geistigen Arbeit greifen – aus purer Verzweiflung sozusagen über diese Welt, in der man existieren muß. Unmittelbar aus meinem Daseinsgefühl heraus sie zu bejahen ist mir längst nicht mehr möglich. (17.9.1916)

Ebners immer wieder geäußerte Niedergeschlagenheit wegen seiner Lebensbedingungen in Gablitz, zu denen auch das Fehlen eines persönlichen Kontaktes zu den Bewohnern gehörte, nimmt in manchen Briefen ein derartiges Ausmaß an, dass sich Ebner veranlasst sieht, in nachfolgenden Briefen auf seine gedrückte Stimmung hinzuweisen, in der sie geschrieben wurden, um Luise Karpischek nicht mit einer zu schonungslosen Darstellung seines Innenlebens zu überfordern:

Jener [!] Brief der vorigen Woche, den ich in „gedrückter" Stimmung geschrieben habe, müßte ich wohl am besten wenigstens innerlich zurücknehmen, nachdem ich ihn schon einmal der Post übergeben u. mir es dadurch unmöglich gemacht habe, ihn auch äußerlich zurückzunehmen. Solche Briefe sollten eben, wie Deine Antwort drauf, nicht anders als im Kopfe geschrieben werden. (21.4.1915)

Im Vergleich der während des Ersten Weltkrieges entstandenen Tagebücher mit den Briefen aus dieser Zeit fällt auf, dass den Ausführungen über die Kriegsereignisse in den Tagebüchern ein viel breiterer Raum gewidmet ist als in den Briefen. Dieses

Ungleichgewicht könnte mehrere Gründe gehabt haben: erstens den, dass Luise Karpischek an den politischen und militärischen Vorgängen nicht besonders interessiert war, zweitens den, dass sie mit Ebner darüber während seiner Aufenthalte am Wochenende in Wiener Neustadt sprach und daher ein nochmaliges Erwähnen in den Briefen überflüssig war, oder drittens den, dass Ebner auf das Kriegsgeschehen nicht ohne Kommentar eingehen konnte bzw. wollte und die Zensur fürchtete, die nach ‚Vaterlandsverrätern' Ausschau hielt. Dass seine Post zensuriert wurde, beweist ein Brief von seiner Schwester Anna:

> Daheim fand ich einen Brief aus Zürich vor, den die Zensur drei Wochen lang zurückgehalten hatte.
> (11.12.1916)

Trotz der spärlichen Bemerkungen lässt sich den Briefen entnehmen, dass Ebner während des Krieges eine Wandlung durchmachte. Am Beginn rief die allgemeine Kriegsbegeisterung seine deutsch-nationalen Sympathien wach, die er in der Jugend gehabt hatte und die in seinen Taschenbuchkalendern überliefert sind. Österreichisch-ungarische Erfolge wurden von Ebner daher begrüßt, wie z.B. in einem Brief aus dem Jahr 1915, in dem allerdings auch schon die Distanz zu überschwenglichen Reaktionen deutlich wird:

> Selbstverständlich freuten auch wir uns mächtig über die Nachrichten vom westgalizischen Kriegsschauplatze. Am Mittwoch sogar zu sehr – denn wir an der Schule sind richtig den übertriebenen Kriegsnachrichten aufgesessen u. brachen sofort, auf meinen Rat, den Unterricht ab.[3]
> (8.5.1915)

Auffallend verstärkt hat sich die Skepsis zwei Jahre später, wenn Ebner die Einnahme von Czernowitz so kommentiert:

> In Purkersdorf setzte ich mich ins Kaffeehaus, trank einen Milchkaffee, rauchte eine Zigarre u. las in der Arbeiterzeitung vom Einrücken unsrer Truppen in Cernowitz[!] – was mich aber keineswegs veranlaßte innerlich zu beflaggen.
> (5.8.1917)

Die durch den Krieg hervorgerufene und immer größer werdende Not in seiner Umgebung, die Berichte von der Front, die ihm Freunde gaben, und die Lektüre der *Fackel* und des *Brenner*, die beide von unterschiedlichen Richtungen aus den Krieg und seine „geistigen Führer" attackierten, machten aus Ebner einen entschiedenen Gegner des Krieges und derjenigen geistigen Haltungen, von denen er glaubte, dass sie für

ihn verantwortlich seien. Wie stark seine Aversion geworden war, zeigt sich an der Reaktion auf eine Zusendung seines Jugendfreundes Rudolf Bauer, der ihn bat, ein von ihm verfasstes literarisches Werk zu begutachten:[4]

> Daß ich vom Rudolf Bauer wieder ein Lebenszeichen erhalten habe, schrieb ich Dir ja in meinem letzten Briefe? Am Freitag schon brachte mir die Post das Manuskript seiner „Arbeit“: Die Fülle der Zeit – ein deutsches Festspiel. Eigentlich hätte ich nicht mehr als diese Überschrift zu lesen brauchen um zu wissen, woran ich bin. Nicht Neugierde, gerade nur die Langeweile des verregneten Nachmittags, an dem ich nach der Schule nicht ins Kaffeehaus gehen konnte, war es, daß ich, zu etwas anderem gar nicht aufgelegt, mich daran machte, das Ganze durchzulesen. Auf eine Blüte des Dilettantismus war ich ja gefaßt – aber nicht auf eine derartige. Wahrhaftig, nicht einmal durch die Pietät für eine einstige Jugendbekanntschaft konnte ich mich verhindert fühlen, stellenweise einfach zu lachen. Gott – was für ein ahnungsloser Mensch kann so ein Gymnasialprofessor sein. Und in was für einem Krähwinkel des Geistes kann er leben und sich dabei wohl fühlen, so wohl, daß er Festspiele schreibt – aus der Fülle der Zeit heraus. Natürlich wird ans Gemüt gegriffen. Aber – wenn ich so sehe, wie einer durchaus ans Gemüt greift (bitte, ans „deutsche“ Gemüt in dieser Zeit!!!), da fühl ich mich wahrhaftig furchtbar dazu geneigt, das Gemüt anzugreifen. Es ist wahr – so ein Mittelschullehrer hat vor einem Volksschullehrer geistig gar nichts, absolut nichts voraus. Nicht einmal die akademische Bildung. Denn die kommt nicht in Betracht, wenn man mit ihr nichts Besseres anzufangen weiß als der Volksschullehrer mit dem geistigen Jammer und Elend seiner Halbbildung. Und so etwas schickt mir – mir! – seine Arbeit zur „strengen u. einsichtigen“ Kritik. Gestern vormittags mühte ich mich mit dem Konzept eines Briefes an den Rudolf Bauer ab, eine Kritik zu üben, hatte ich ja im vorhinein abgelehnt. Ich werde mich darauf beschränken, ihn aufmerksam zu machen, daß seine ganze innere Einstellung zum Krieg, aus der heraus diese „Arbeit“ gewachsen ist, ganz u. gar nicht die meine ist. Mit einem solchen Menschen kann man sich über gar nichts verständigen. Nicht einmal über äußere Tatsachen des Familienlebens. Wozu nur berichtet er mir in seinem dem Manuskript beigelegten, in äußerst magerem Deutsch abgefaßten Briefe das tagtägliche Abendgebet seines vierjährigen Buben (natürlich wieder ans „Gemüt“ greifend): Himmelvater, schütz Vaterle – – wie herzig, wie gemütvoll – – (23.4.1917)

Von Karl Kraus und Sören Kierkegaard beeinflusst, wandte sich Ebner gegen die im öffentlichen Leben vorherrschende Form der Erörterung grundsätzlicher Fragen des menschlichen Lebens. Im Verfall der Sprache, der hauptsächlich in der Literatur und in der Presse für ihn bemerkbar war, meinte er, eine Ursache für den „Untergang Europas“ zu sehen. Von seiner Kritik blieb auch eine Größe wie Thomas Mann nicht verschont:

> Ach – aller Feuilletonismus ist geistige Schwatzhaftigkeit u. was für eine Bewandtnis aber es mit dem Schwätzer hat, darüber lies nur im Kierkegaard in der Kritik der Gegenwart nach. Ein Stück daraus habe ich Dir ja vorgelesen, aber es steht schon noch anderes ebenso Vortreffliches drin. Und der Thomas Mann ist also auch nicht still u. quatscht über den Schlaf – wie der Stekel. Der allerdings ist der „Tiefe", der alles verstehende Psychologe, der das Schlafbedürfnis des geistigen Menschen (= Neurotiker) „durchschaut". Und der Thomas Mann redet doch nur daher wie ein „Dichter" (wie, nicht als!!) vom Indertum (zu deutsch „Mai´ Ruah mecht i hab'n [!]) u. vom Verlangen nach dem Nirwana (mei Ruah um jeden Preis). Freilich, freilich ist es schwer über den Schlaf, ebenso wie über den Tod, etwas Gescheites zu sagen. Schlafen ist viel leichter u. das Rechte über den Schlaf sagen hieße am Ende dem Menschen das Recht auf den Schlaf strittig machen – zumindest kann man nicht gut schlafen u. dabei etwas über den Schlaf ausmachen. Vielleicht verträgt sich Feuilletonschreiben u. Schlafen besser, jedenfalls besser als Schlafen u. über den Schlaf denken. Jetzt aber möcht ich – allen Ernstes u. nicht bloß etwa gesagt, um Dir einen Dich moralisch rechtfertigenden Vorwand unsrer gemeinsamen Freundin gegenüber zu liefern – Th. Manns so viel gerühmte Novelle vom Tod in Venedig schon noch einmal lesen. Schon die erste Lektüre erfolgte, bei aller Schätzung, sogar Hochschätzung ihrer stilistischen u. sonstigen Technik, nicht ohne „Vorbehalt". Bei mir geht alles langsam, aber ich glaube, wenn ich den Tod in Venedig jetzt nocheinmal lese, bin ich mir endgültig klar über ihn – u. den Thomas Mann. (26.7.1915)

Am deutlichsten offenbarte sich der Ungeist der Zeit für Ebner in den Publikationen, die sich dem Christentum widmeten und in denen die Neigung der intellektuellen Eliten bemerkbar wurde, sich einerseits infolge Aufklärung und naturwissenschaftlichen Fortschritts vom Christentum zu distanzieren und sich andererseits intensiv mit ihm und seinem Gründer zu beschäftigen, was für Ebner notwendigerweise in einem völligen Missverständnis enden musste. Dementsprechend empört ist Ebner, wenn er in der Presse folgende Gleichsetzung lesen muss:

> An dem Heft für Dich habe ich wieder ein Stückchen weitergeschrieben. Diesmal war ich aufgelegt genug, meine Absage an den Antifeminismus darin zu placieren. Freilich, mein stärkstes Argument gegen ihn steht nicht in dem Heft. Es ist auch gar zu persönlicher Natur. Das bist nämlich Du selbst. Tagebuchzitat. Daran wird sich im Lauf dieser Welt wohl nichts ändern, daß man durch die Menschen in ihr immer vom neuen [!] zum Menschenhaß verführt wird – mag man sich auch sagen, so viel man will, man dürfe sich nicht dazu verführen lassen – u. zum Antisemitismus. Es ist schwer, Mensch mit diesen Menschen zu sein, aber noch schwerer, nicht Antisemit zu sein. Warum soll man etwas gegen einen haben, der Theodor Keer heißt? Natürlich ist's ein Jude. Aber warum soll man dagegen etwas haben? Nun aber schreibt der einen Zeitungsartikel u. preßt

> in einem Satz von wenigen Zeilen derartige Ungeheuerlichkeiten, buchstäblich zu nehmen, zusammen, daß man es, wenn man sie gedruckt liest, u. wenn man sich dabei vorstellt, daß wir in einer Zeit leben, in der so etwas von Tausenden ohne Protest gelesen werden kann, daß man es begreiflich findet, daß Europa jetzt zugrundegeht. In einem zu Josef Poppers (Lynkeus) 80. Geburtstag geschriebenen Artikel im N.W.J. heißt es zum Schluß: „Die Juden können stolz sein, sozialethische Genies wie Moses, Jesus, Lassalle, Marx hervorgebracht zu haben. . . . Popper . . . übertrifft die vor ihm Genannten, so bedeutend sie wieder in anderen Richtungen – als Gesetzgeber, hinreißende Idealisten, Agitatoren, durchdenkende Theoretiker – gewesen sein mögen . . . er übertrifft sie in der ganz allgemeinen Wichtigkeit u. in der praktischen Durchführbarkeit seiner kristallklaren Ideen" – – – ist es denn in einer Welt noch geheuer, wo so etwas gedacht, geschrieben, gedruckt werden kann?
> Aber man hat ja das Wort vom Geist niemals wirklich ernst genommen. Und jetzt – da haben wir das „Grinsen des Chaos". Jesus zwischen Moses u. den Theoretiker der Sozialdemokratie einzurangieren, ist übrigens gar nicht originell. In ihm einen hinreißenden Idealisten sehen, die bequemste Art, sich dem absoluten Ärgernis zu entziehen, den seine Existenz für alle Menschen in der Welt bedeutet. Ihn aber noch durch Josef Popper übertroffen zu halten – das ist eben das Grinsen des Chaos. Aber nein – selbst so etwas soll mich nicht zum Antisemitismus verführen. (21.2.1917)

„Antifeminismus" und „Antisemitismus" sind Themen, mit denen sich Ebner ausführlich in den *Fragmenten* befasst (vor allem im 16., dem sogenannten *Weininger-Fragment*). Die Briefstelle zeigt, dass Ebner ein Kind seiner Zeit war und sich mit den Ideologien beschäftigte, die das beginnende 20. Jahrhundert prägten. Sie zeigt auch, wie stark deren Einfluss auf das intellektuelle Leben war und wie schwer sich Ebner tat, eine Gegenposition zu formulieren. Ebners Absage an den „Antifeminismus" und „Antisemitismus" gingen Phasen voraus, in denen er diesen eine gewisse Sympathie entgegenbrachte. Erst durch die Begegnung mit Menschen wie Luise Karpischek vermochte er sich von ihnen abzuwenden.

Ähnlich zwiespältig war auch Ebners Verhältnis zur Natur und ihrer Schönheit. In Gablitz, das am Rande des Wienerwaldes liegt, hatte er ausgiebig Gelegenheit, auf Spaziergängen die Reize des nicht vom Menschen Gemachten auf sich wirken zu lassen. Die Ruhe und Abgeschiedenheit der Wälder war ihm eine besondere Wohltat, weil er sich hier von dem ihn bedrückenden Kontakt mit anderen Menschen, dem er als Volksschullehrer dauernd ausgesetzt war, erholen konnte. Stellvertretend für viele Briefe sei dafür aus einem im Mai 1917 geschriebenen zitiert:

> Und dann machte ich einen Spaziergang, eigentlich ja den ersten Spaziergang in diesem Jahre. Am Waldrand gegen Mauerbach, von wo aus man das Tal übersieht – eines der schönsten Plätzchen in unsrer Umgebung – setzte ich mich

auf eine Bank, ruhebedürftig, und ruhte mich aus. Buchstäblich und äußerlich und innerlich. Da hat man das Dorf vor sich – wie so viele Dinge in dieser Welt von außen sehr schön anzuschauen, aber nur nähere Bekanntschaft darf man mit ihnen nicht machen – die Häuser von Hochbuch zwischen den Gärten dahinter und im Hintergrunde einen jener Hügelzüge unsres Wienerwaldes mit den so unendlich friedlich, ruhig und beruhigend verlaufenden Linien, in deren Verfolgung das Auge selber, das Auge und aber auch der unruhige innere Mensch, zufrieden wird und ruhig, unendlich ruhig – die Wälder im ersten Anhauch des Frühlingsgrüns, davor wieder weitsichverbreitende Wiesenflächen – und der stille Nachmittagssonnenschein darüber – ich hab kein andres Wort für das, was mich da eine Stunde lang erfüllte, während ich auf der Bank saß, eine Zigarre rauchte, die Gedanken sich verebben und die Augen immer wieder draußen auf der Landschaft ausruhen ließ, ich hab kein anderes Wort als Ruhe. Es ist wahr – die Natur kann mir sehr, sehr viel sein, ich hab das vielleicht niemals so rein und deutlich empfunden wie in dieser Abendstunde – ist das dieselbe Natur, von der ich mich ja sonst so sehr zerquält und zermartert fühle, ich, der ich mich kaum anders denn als ihr Stiefkind betrachten kann, fortwährend im Widerspruch zu ihr und Streit mit ihr, ist das dieselbe Natur? Oder nicht vielmehr bereits eine „aus dem Geist geborne" Natur? Darauf komm ich immer wieder zurück, daß das Schönheitserlebnis denn doch ein geistiges Ereignis im Menschen sein müsse. Dann gäbe es also drei – erinnerst Du Dich jener Stelle im blauen Heft? Wenn ich vom Geist rede, mein ich das Wort ja immer in einem sehr ernsten Sinne. Gewiß gibt es eine aus der Natur geborne Freude am Leben – aber auch eine aus dem Geist geborene zu leben. Und vielleicht muß, daß diese den Menschen erfülle und so seine ganze Existenz in den Geist einmünden lasse, zuerst die aus der Natur geborne Freude in ihm ganz zerbrochen werden. Vielleicht liegt auch in der Tiefe alles Schönheitserlebens die Zerbrochenheit des Lebens und Gebrochenheit der natürlichen Freude am Leben. Diesen Gedanken habe ich ja nicht seit heute erst. An jenem Frühlingabend, der einen so starken Eindruck auf mich gemacht hat, während der Stunde, da ich so am Waldrand saß, hätte ich wohl die Nähe von Menschen nicht gut vertragen – zum Glück saß ich abseits genug von ihnen – einzig Du hättest neben mir sitzen müssen. Ich hatte mir wohl auch ein Buch eingesteckt, doch blieb's dabei, daß ich nur ein paar kunstlose Verse daraus las u. nicht mehr. Ein paar Verse, die ich Dir hersetzen will. Sie stammen aus der Schrift eines flämischen Mystikers aus dem 13. Jahrhundert – mit der ich im übrigen bis jetzt wenigstens nicht zu viel anzufangen weiß im Haushalt meines geistigen Lebens – u. lauten:

Nur mit der Außenwelt sich befassen
Heißt den wahren Menschen verkümmern lassen.
Die sich den äußeren Sinnen ergeben,
finden keinen Geschmack am inneren Leben.

> Von außen her träge u. unbereit,
> von innen verwildert in Liebe u. Leid,
> das sind zwar keine tödlichen Sünden,
> Aber sie entfernen den Menschen von seinen tiefen Gründen.
>
> Wie gefallen sie Dir? Als sich gegen 1/2 8 der Abendwind erhob u. ziemlich kühl talaufwärts zu streichen begann, machte ich mich auf den Heimweg, d.h. ich ging zum Klebl, wo ich sehr froh war, gerade an diesem Tag beim Abendessen allein zu sein. (9.5.1917)

Trotz des günstigen Einflusses, den natürliche Gegebenheiten auf sein Gemüt hatten, kommt in diesem Brief bereits zum Vorschein, daß Ebners Verhältnis zur Natur kein ungetrübtes, sondern – wie er selbst schreibt – ein „zerbrochenes" war. Tatsächlich spielt die Natur für den Grundgedanken der „Pneumatologie" keine Rolle. Da die Vorkommnisse in der Natur nicht die Fähigkeit zum Wort haben, sind sie für die Konstitution des Ichs als geistiger Realität ohne Bedeutung. Wird das Schönheitserlebnis wie in der Mystik als Gotteserlebnis begriffen, kommt es zu einem Missverständnis des Religiösen und im besonderen des Christentums. Im Gespräch des Menschen mit Gott hat weder die Natur noch ihre Schönheit einen Platz:

> Handelt es sich beim „Gotterleben" und „Schauen Gottes" der Mystiker nicht um einen irreführenden Gebrauch der Ausdrücke Erleben und Schauen? Kann Gott erlebt, erschaut werden? Angeschaut wird immer nur die Welt, und niemals gewinnt der Mensch durch seine „Weltanschauung" – und wäre es die genialste und tiefsinnigste – ein reales Verhältnis zu Gott. Und erlebt wird auch immer nur die Welt, die Schönheit der Natur, jedoch auch der Mensch. Zu meinen, im Schönheitserlebnis, so tief es uns auch bewegen mag oder vielmehr die Unruhe des Geistes in uns zur Ruhe kommen läßt, werde Gott erlebt, ist schon ein poetisch-ästhetisches Mißverständnis und an sich unreligiös.[5]

Weil Briefe einen Einblick in das persönliche Leben des Autors geben, sind sie im Falle Ebners eine ausgezeichnete und durch den zeitlichen Abstand inzwischen auch die einzige biographische Quelle. Für die Beurteilung der Philosophie Ebners (die er nicht als Philosophie, sondern als „Pneumatologie" bezeichnen wollte) sind sie die Brücke zwischen den abstrakt anmutenden Ausführungen in den *Fragmenten* und den konkreten Erlebnissen, die Ebner zu seinen Gedanken brachten. Als empirische Basis (‚empirisch' in weitem Sinne genommen) bilden sie zusammen mit dem neuen Ansatz des in der Sprache zum Vorschein kommenden Verhältnisses des Ichs zum Du und mit der Beachtung der philosophischen Problemgeschichte jenes Dreigestirn, das Ebners „Pneumatologie" zu dem macht, was Philosophie sein sollte:

Einen Gedanken denken u. einen Gedanken zur Wirkung bringen, das ist zweierlei. Und es ist augenscheinlich noch nicht genug, daß ein Gedanke bloß gedacht werde – hierin liegt noch nicht seine eigentliche Vollendung, das Ausreifen jenes schöpferischen Vorganges im Menschen, durch den er gedacht wird, hierin liegt noch nicht seine volle u. ganze Wirklichkeit, die niemals bloß die seines einmaligen Gedachtwerdens im Menschen ist – er muß auch in der Welt, im Leben u. vor allem natürlich im geistigen Leben der Menschen zur Wirkung gebracht werden. Daß er zunächst bloß gedacht wird, beruht auf einem schöpferischen Vorgang im Ablauf des Vorstellungslebens jenes Menschen, der ihn denkt. Daß er auch zur Wirkung kommt, aber darauf, daß seinem Gedachtwerden von allem Anfang an die richtige Beziehung des Ich im Denkenden zum Du in der Menschheit, in der er zur Wirkung kommt, zugrundeliegt. Das psychologische u. das eigentlich geistige Moment im Zustandekommen eines Gedankens. Alle bloß psychologisch geborenen Gedanken sind tot, denn seine Lebendigkeit, u. die besteht ja eben darin, daß er zur Wirkung kommt, schöpft ein Gedanke allein aus seinem Ursprung in jenem geistigen Momente seines Zustandekommens. Ist es nicht möglich, daß einer zwar einen großen Gedanken denkt, einen Gedanken vielleicht sogar, dessen Bestimmung es wäre, das ganze geistige Leben der Menschen vom Grund aus zu revolutionieren, aber dieser Mensch ist doch zugleich auch unfähig, diesen alles umstürzenden Gedanken zur Wirkung zu bringen. Es ist wohl möglich. Merkwürdig bleibt es, daß ein solcher Gedanke von einem Menschen zwar gedacht werden, nicht aber durch ihn zur Wirkung kommen könne. Derjenige aber, in dem ein solcher Gedanke zur Wirkung auf die Menschen u. das geistige Leben der Menschen kommt, der muß ihn doch sicher auch schöpferisch in sich gedacht haben. Ein lebendiger Gedanke, aus der lebendigen Beziehung des Ichs in seinem Denker zum Du in den Menschen heraus geboren, schafft neues Leben. In einem toten Gedanken, an dessen Ursprung immer auch das Mißlingen jener Beziehung des Ichs zum Du steht – weshalb an seinem Zustandekommen vorwiegend die psychologischen Momente mitarbeiten – kommt das geistige Leben immer irgendwie zu einem Stillstand. In ihm stößt es auf einen toten Punkt. Der lebendige Gedanke verknüpft die Menschen, der tote trennt sie, schiebt zwischen sie die „chinesische Mauer“ der individuellen Existenz. Das Leben des Ich besteht in der Beziehung zu seinem Du, sein Sterben im Mißlingen dieser Beziehung. Nur aus dem lebendigen Ich können lebendige Gedanken entspringen, solche, die von einem Menschen nicht nur gedacht, sondern auch zur Wirkung gebracht werden. Das sterbende Ich gebiert tote Gedanken. Ein Gedanke, der keine anderen als „logische“ Konsequenzen in sich hat, ist ein toter Gedanke, aus einem sterbenden Ich heraus geboren. Jeder wahrhaft lebendige Gedanke spottet irgendwie aller Gesetze der Logik. (Beruht die Logik nicht auf der „Selbstsetzung des Ich“, auf dem Identitätssatze?) Sein „Leben“, auf dem es beruht, daß einem Gedanken nicht nur logische Konsequenz innewohnt, hat er vom geistigen Leben des Ichs. Dieser aber besteht nicht in der Selbstsetzung des Ich, sondern in der Dusetzung im Ich). (Tagebucheintragung vom 10.7.1917)

Anmerkungen

* Erstveröffentlicht (in italienischer Übersetzung) in: Humanitas (Brescia) 57, 2002, Nr.6 (Brenner-Kreis. L'altra Austria), 1003-1015.

[1] Ferdinand Ebner: Schriften. 3 Bde. Hg. v. Franz Seyr. München: Kösel 1963-65, Bd.II, 1115.

[2] Hier zeigt sich ein Interpretationsproblem von Ebners Grundgedanken. Man kann die Ich-Du-Beziehung existenziell-religiös interpretieren – wie es hier geschieht – und das Du als Antwort auf die Sinnfrage des Menschen bzw. in Gestalt des göttlichen Dus als Erlöser begreifen, oder man kann das Du ontologisch interpretieren und für die Bedingung der Möglichkeit halten, daß ein Lebewesen „Ich" sagen kann. Die zweite Interpretationsmöglichkeit ist von der ersten dadurch unterschieden, daß sie davon unabhängig ist, in welcher Weise das Du dem Ich begegnet. Das Du kann in diesem Fall auch der Sammelpunkt aller ‚negativen' Erfahrungen des Ichs im Umgang mit anderen Menschen sein – so wie es Ebner in den folgenden Briefen schildert.

[3] Gemeint ist die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnów.

[4] Die Korrespondenz mit Bauer ist nicht erhalten.

[5] Ebner (Anm.1), Bd.I, 277.